



Ein evangelischer Pfarrer, ein jüdischer Kantor und ein muslimischer Vorbeter gestalteten das „Fest der Verschiedenheit“ mit



Zu Gast bei Freunden

Können Christen, Juden und Muslime gemeinsam Abendmahl feiern? Was für eine Frage! Wo doch noch nicht einmal Christen untereinander einig sind darin, was Brot und Wein genau bedeuten, wer austeilten und wer empfangen darf. „Nein“, ist auch die Antwort, die das interreligiöse Musikprojekt „Trimum“ gibt. Es eröffnet einen anderen Weg der Annäherung. | VON JONATHAN STEINERT

Juden, Muslime und Christen zusammen auf der Bühne – mit Kippa und Kopftuch oder ohne, die Geistlichen tragen liturgische Gewänder. „Wann, wann, wann?“, singen sie, begleitet von einem Orchester. Sie feiern ein „Fest der Verschiedenheit“. Auf einem Tisch stehen zwei Kerzen, Wein und Matzen; auf einem anderen Blumen, ein Holzkreuz, Weintrauben und Weißbrot. Eine Sängerin rezitiert einen Koranvers. „Wann, wann, wann wird Friede unter uns?“, fragt der Chor.

Wie verschiedene religiöse Traditionen und Formen eine gemeinsame musikalische Sprache finden können, erforscht und erprobt „Trimum“ seit 2012. Ursprünglich ein befristetes interreligiöses Musikvermittlungsprojekt der Internationalen Bachakademie Stuttgart mit Theologen, Religionspädagogen, Musikern und Komponisten der monotheistischen Religionen, ist daraus mittlerweile ein eigener Verein geworden. „Trimum“ versteht sich als künstlerisches Projekt, das von allen beteiligten Gruppen theologisch legitimiert sein soll. Ziel ist es gerade nicht, eine Art „ökumenische Liturgie“ für die drei Religionen zu gestalten. Es geht darum, in der Musik verbindende Elemente und Ideen aufzugreifen, aber genauso theologische Grenzen und Unterschiede zu thematisieren, sie sicht- und hörbar zu machen. Aber doch gemeinsam, in einem Geist der Wertschätzung und der Gastfreundschaft.

Was Gastfreundschaft im interreligiösen Kontext bedeutet, wird beim „Fest der Verschiedenheit“ konkret, einem musikalischen Projekt mit Chor, Solisten, Geistlichen, einem Orchester und zahlreichen Helfern. Muslime und Christen erleben mit, wie ein jüdischer Kantor mit Psalmen auf Hebräisch den Sabbat begrüßt. Bei manchen Liedern sind alle Zuhörer eingeladen, mitzusingen. Das „Schma Jisrael“, eine Art Glaubensbekenntnis, richtet sich nur an die Juden. Einige Besucher in der ersten Reihe singen mit, sie wissen an den richtigen Stellen aufzustehen und sich wieder zu setzen.

Musik in den Ohren der anderen

Später rufen vier Imame aus verschiedenen Himmelsrichtungen nach sunnitischer wie auch nach schiitischer Tradition mit Megaphonen zum islamischen Gebet. Auch eine Frau ist unter ihnen. „Ich bezeuge, dass es keine Gottheit außer dem Einen Gott gibt“, schallt es. Vor der Bühne rollen ein Dutzend Muslime bunte Teppiche aus, Männer und Frauen knien, stehen, bücken sich darauf in zwei Reihen zum Gebet. Anschließend rezitiert ein Imam aus dem Koran. Zwischendurch spielt eine Cellistin. Musik ist bei Koranrezitationen eigentlich nicht üblich. Hier soll es ein Zeichen der Gastfreundschaft gegenüber den anwesenden Juden und Christen sein, die mit der religiösen Bedeutung der Rezitation nichts anfangen können. Sie sind eingeladen zuzuhören – nicht mitzuvollziehen. Ein evangelischer Pfarrer erklärt aus christlicher Perspektive dazu, das sei ein klangliches und spirituelles Erlebnis. „Aber wir bekennen den Koran nicht als für uns bindend, wir haben die Bibel.“

Immer wieder singt der Chor an diesem Abend in textlichen Varianten: „Wenn wir nun in dieser Stunde nebeneinander zweierlei hören – die einen hören Gottes Stimme, die anderen eine fremde und schöne Musik – dann ist beides da: die Stimme Gottes und die Schönheit und Pracht der Musik.“ Die liturgischen Elemente der Religionen ähneln sich zum Teil. Das Lob Gottes, der Aufruf zum Gebet, das Vortragen heiliger Texte, die



Die Liturgien der jeweiligen Religionsgruppen sind beim „Fest der Verschiedenheit“ deutlich voneinander getrennt. Die Angehörigen der anderen Glaubensrichtungen sind eingeladen, sie mitzuerleben.

Feier eines Mahles, das Bekenntnis des Glaubens. Doch ihr geistlicher Gehalt, ihre theologische Deutung sind unterschiedlich, dessen ist sich auch Komponist Bernhard König bewusst, der sich bei „Trimum“ engagiert. Die Liturgien zu vermischen, sei theologisch nicht seriös, sagt er im Gespräch mit pro. Aber auch aus ästhetischen und kulturellen Gründen ist ihm der Ansatz von „Trimum“ ein Herzensanliegen: Die religiösen Grenzen und ihre Formenstrenge seien ein interessantes Gegengewicht zu künstlerischen und musikalischen Trends, die Grenzen zwischen Genres aufzuweichen. „In der Religion gibt es eine hohe Identifikation mit dem eigenen Erfahrungsschatz.“

Fotos: idea/Wolfgang Köbke

Gastfreundschaft stiftet Frieden

EIN KOMMENTAR VON JONATHAN STEINERT

Vorurteile und Ängste lassen sich am besten abbauen, indem man denjenigen persönlich kennenlernt, dem das Vorurteil gilt. Denn Vorbehalte gegenüber anderen Menschen oder Personengruppen beruhen oft auf Informationen aus zweiter oder dritter Hand, auf Bauchgefühl oder schlicht auf Unwissen. Nur wer sich persönlich begegnet, kann verstehen lernen, was der andere wirklich denkt, und warum er glaubt, was er glaubt. Dafür ist „Trimum“ ein hervorragendes Beispiel. Es erprobt ganz praktisch, was es heißt, die Gläubigen der anderen Religionen wertzuschätzen und ihren Glauben zu achten. Musik hat in der Hinsicht eine besondere verbindende Funktion, weil das gemeinsame Musizieren noch eine zusätzliche sinn- und gemeinschaftsstiftende Ebene bietet. Wer miteinander singt und musiziert, wird sich danach nicht so ohne weiteres bekämpfen. Zudem legt das Projekt offen,

wie ähnlich sich manche Grundüberzeugungen und Elemente der Glaubenspraxis sind – etwa im Glauben daran, dass ein Gott die Welt erschaffen hat oder dass dieser Gott zu loben und zu preisen ist. So werden die Teilnehmer sicherlich auch Gemeinschaft dadurch erleben, dass sie jeweils nachvollziehen können, was es bedeutet, an einen Gott zu glauben. Auch das hilft dabei, den anderen

„Religion ist eine wichtige Quelle für die eigene Identität.“

als andersgläubigen Menschen zu verstehen und anzunehmen. Es ist gut, dass bei „Trimum“ die Unterschiede zwischen den Religionen thematisiert und verdeut-

licht werden. Denn Religion ist eine wichtige Quelle für die eigene Identität. Deshalb ist es wichtig zu wissen, woher man kommt und wozu man gehört. Wie weit „liturgische Gastfreundschaft“ gehen kann, darum wird im interreligiösen Miteinander immer wieder gerungen werden müssen. Manche Christen haben sicherlich Schwierigkeiten, ein Lied mitzusingen, in dem sowohl Allah als auch der Gott der Bibel gelobt wird. Das wäre auch in Ordnung so. Aber es muss sie nicht daran hindern, von Gläubigen anderer Religionen etwas für das persönliche Glaubensleben zu lernen. Und grundsätzlich ist es ein Zeichen des Vertrauens, sich gegenseitig einzuladen und einladen zu lassen, die eigene religiöse Praxis kennenzulernen und mitzuerleben. Dieses Vertrauen ist eine Basis des Friedens. Insofern ist der Impuls, den „Trimum“ in unsere multikultureller werdende Gesellschaft sendet, ein sehr wichtiger. ■

Deshalb wird beim „Fest der Verschiedenheit“ auch sehr deutlich gemacht, welche Religion gerade vorgestellt wird und ihre Liturgie vollzieht. Die anderen wissen dann: Jetzt sind wir Gäste. So auch beim christlichen Abendmahl. „Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünd der Welt, erbarm dich unser“, singen die Christen. An sieben in der Halle verteilten Tischen stehen Pfarrer im Talar und einige Helfer, die Brot und Wein reichen. Der Großteil der Zuhörer nimmt am Abendmahl teil. Für diejenigen, die an ihrem Platz sitzen bleiben, gehen mit Walnüssen gefüllte Datteln durch die Reihen – als Zeichen der Gastfreundschaft, auch wenn sie am christlichen Mahl nicht teilhaben.

Vielstimmiges Lob für den Schöpfer

Das „Fest der Verschiedenheit“ gab es in der Form bisher nur einmal, beim Evangelischen Kirchentag in Berlin in diesem Frühjahr. Weil so viele Mitwirkende dafür gebraucht werden, kann der Verein „Trimum“ damit nicht auf Tour gehen. Doch die Idee dahinter spiegelt sich auch in anderen musikalischen Projekten und Angeboten wider. „Trimum“ stellt zum Beispiel auch Noten für interreligiöses Singen zur Verfügung. Ein Vorschlag ist etwa, das Adventslied „Macht hoch die Tür“ zu kombinieren mit gesanglichen Improvisationen über einige der „99 schönsten Namen Gottes“, die im Koran vorkommen. Diese sollte ein muslimischer Vorsänger zwischen den Strophen des Chorals singen, so die Empfehlung. Sowohl das christliche Kirchenlied als auch der muslimische Gesang würden damit verschie-

dene Eigenschaften des jeweiligen Gottes ausdrücken. In einem Kinderlied, das während eines „Trimum“-Workshops entstand, geht es darum, wie die Schöpfung – Pflanzen, Tiere, Sonne und Mond – Gott als Schöpfer lobt – in der ersten Strophe Allah, in der zweiten nach jüdischer Tradition HaSchem („Der Name“), in der dritten schlicht „Gott“, wie es im Christentum üblich ist. Auch wenn „Trimum“ versucht, die Traditionen und Inhalte der Religionen auseinanderzuhalten: Lieder wie diese zeigen, wie schmal der Grat dazwischen ist, gemeinsam Unterschiede zu markieren, oder doch schlicht von verschiedenen Perspektiven auf dieselbe Sache auszugehen. Von wem singt etwa ein Christ, wenn er in die ersten beiden Strophen dieses Liedes einstimmt? Oder ein Muslim, der „Macht hoch, die Tür“ singt? Oder sind die Lieder in einem künstlerischen Sinne eher ohne einen göttlichen Adressaten zu verstehen? Andere Lieder thematisieren auch das Miteinander der Religionen an sich. Der Komponist König hat dazu einen neuen Text auf den Choral „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ gedichtet: „Wie schön ist es, wenn Fremdheit weicht, wenn man erfährt, wie viel sich gleicht, und das, was fremd ist, achtet.“

Am Ende des „Festes der Verschiedenheit“ erinnert der Chor im Stil eines jüdischen Volksliedes daran, die Gastfreundschaft nicht zu vergessen. „Denn die du beherbergst, können Engel sein“ – Zeilen, die so ähnlich in der Bibel stehen. In allen drei Religionen ist Gastfreundschaft ein wichtiger Wert. Unterschiede zwischen den Gästen sind bei „Trimum“ erwünscht. „Wir versuchen, das Trennende zu gestalten“, erklärt König. Musikalisch seien Dissonanzen eine Bereicherung. ■